



29. Januar 2005, Neue Zürcher Zeitung

Viele Religionen schaden der Gesellschaft nicht

Von den Gefahren und Chancen der Religionspluralität

In europäischen Städten entstehen noch immer neue Sakralbauten. Darunter finden sich allerdings weniger Kathedralen als vielmehr Moscheen und Hindutempel. Solche Bauten machen deutlich, was schon lange Tatsache ist: Europa wird zunehmend religionspluralistischer. Eine oft spürbare Abwehr der «einheimischen» Christen gegenüber solchen Entwicklungen geht von falschen Vorstellungen aus. Denn der Religionspluralismus ist im Grunde genommen der gesellschaftliche Normalzustand.

Von Martin Baumann*

Jüngste Studien bringen es an den Tag: In vielen Städten Westeuropas besteht eine ungeahnte Vielfalt an Religionen und Sakralstätten. Ein im Frühjahr 2004 vorgelegter, breit recherchierter Religionsführer für Zürich zählt 370 Kirchen, religiöse Gruppen und Zentren in der einstigen protestantischen Hochburg. Stark ist die innerchristliche Pluralität. Aber auch Religionen mit einem anderen als dem christlichen Gott sind in Zürich zahlreich anzutreffen. Für die Schweiz und Westeuropa allgemein gilt jedoch, dass die Pluralität vorhandener Religionen bisher noch kaum sichtbar ist - noch dominieren Kirchtürme städtebaulich die «religiöse Szenerie». Die meisten der neuen oder zugezogenen Religionen zwingen sich weiterhin in enge Räumlichkeiten - zumeist in wenig attraktiven Stadtrandgebieten. Nur vereinzelt sind erste Moscheen und Tempel als Sakralstätten äusserlich erkennbar.

Sprengkraft «Religion»?

Trotzdem: Mit dem allmählichen Sichtbarwerden nichtchristlicher Religionen rückt die neue Religionspluralität in das öffentliche Bewusstsein. Zugleich drängt sich eine gesellschaftspolitische Frage in den Vordergrund: Wie viele Religionen verträgt eine Stadt, eine Gesellschaft? Gefährdet die Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Religionen das Zusammenleben in der Stadt und den Zusammenhalt der Gesellschaft? Unschwerwiegend geht mit der Frage die Meinung einher, dass zu viele Religionen das mehr oder weniger friedvolle Zusammenleben gefährdeten. Zugrunde liegt die Auffassung, dass das Vorhandensein von nur einer Religion den gesellschaftlichen Zusammenhalt leistet und garantiert. Demgegenüber wirke sich eine Pluralität von Religionen gesellschaftlich zersetzend aus.

Hier sind jedoch kritische Einwände angebracht. Es erstaunt, dass dem Faktor Religion für die moderne, ausdifferenzierte Gesellschaft eine solche Sprengkraft zugetraut wird. Wurde Religion vor drei Jahrzehnten noch als überholt, vormodern und auf dem unweigerlichen Niedergang befindlich dargestellt, so ist das Pendel der Wahrnehmung und Beurteilung von Religion in den vergangenen Jahren in die Gegenrichtung ausgeschlagen: Religion ist omnipräsent, in beinahe alles verwickelt und mit dem paradigmatischen Feindbild «Islam» unter Verdacht geraten. Der Einfluss und Stellenwert von Religion in der modernen Gesellschaft wird überschätzt und dramatisiert (siehe dazu den Artikel auf der Vorderseite der Beilage).

Genauer formuliert: Leistete Religion in vormodernen Gesellschaften noch die Funktion gesellschaftlichen Zusammenhalts und einer Legitimierung von Herrschaftsgewalt, so kommt ihr in modernen Gesellschaften diese gesamtgesellschaftliche Aufgabe nicht mehr zu. Es ist wohl zu bezweifeln, dass Religion die Bereiche von Ökonomie, Recht, Politik, Wissenschaft so weitgehend beeinflusst.

Monopolstellung des Christentums

In historischer Perspektive ist das Argument, dass eine Religionsvielfalt den gesellschaftlichen Zusammenhalt gefährdet, nicht haltbar. Kulturvergleichend ist die monoreligiöse Prägung eines Herrschaftsbereichs eher die Ausnahme denn der Regelfall. Aus diesem Blickwinkel stellt sich die europäische Situation des zweiten Jahrtausends mit der Monopolstellung des Christentums als ein singulärer Fall dar.

Vor dem Aufstieg des Christentums zur alleinigen Staatskirche ab dem ausgehenden 4. Jahrhundert existierten in der hellenistischen Antike eine Pluralität und ein Nebeneinander von Kulturen und religiösen Vereinen. Stichwort ist hier der Begriff des Polytheismus, des Vorhandenseins vieler Götter. In der Vorstellung lebten die Götter parallel nebeneinander. Sie garantierten Herrschaft, Gerechtigkeit, Fruchtbarkeit, Kriegserfolg, Gesundheit oder stellten diese wieder her. Zwischen ihnen, den Göttern, konnte eine Wahl getroffen werden, in unterschiedlichen Lebenssituationen konnten mehrere Götter verehrt und jeweils andere Priesterschaften herangezogen werden. Bürger gehörten daher nicht selten verschiedenen Religions- bzw. Kultgemeinden gleichzeitig an. Erst die allmähliche Durchsetzung monotheistischer Denkmuster brachte die Vorstellung hervor, dass Religionszugehörigkeiten sich gegenseitig ausschließen, dass ein Gläubiger nur einer und nicht zugleich mehreren Religionen angehören könne.

Keine Vermischung

Verlässt man den europäischen Raum und blickt nach Asien, so wird der «Normalfall» von Religionspluralität in Geschichte und Gegenwart noch deutlicher. Im indischen Kulturraum existierten über Jahrhunderte unterschiedliche religiöse Traditionen und lokale Kulte nebeneinander. Zu

nennen sind die vielen unterschiedlichen Traditionen der Hindureligionen, die verschiedenen buddhistischen Schulen, unterschiedlichen Traditionen der Jaina sowie die zahlreichen Lokaltraditionen der Stammesvölker. Das Vorhandensein der Vielzahl von unterschiedlichen Religionen kann in keiner Weise als gesellschaftsdesintegrativ für die einzelnen indischen Königs- und Fürstentümer interpretiert werden.

Im chinesischen Kulturraum bestanden seit Mitte des 1. Jahrtausends Konfuzianismus, Taoismus und Buddhismus parallel nebeneinander. Konzeptionell war von den «drei Lehren» die Rede. Es lag hier also ein Modell von und für Religionspluralität vor. Jede Lehre hatte ihr Recht der Deutung von Welt und Kosmos, eine Vermischung oder Verschmelzung der drei Religionen wurde ausdrücklich vermieden. Am kaiserlichen Hof fanden Debatten über die jeweiligen religiösen Konzepte statt. Gegenseitige Polemiken zielten darauf ab, den Einfluss am Kaiserhof zu stärken.

Aus religionsgeschichtlicher Perspektive ist eine Vielzahl an Religionen in einer Region oder Stadt nichts Ungewöhnliches und schon gar nichts spezifisch Modernes. Das Nebeneinander, ob in friedlicher Koexistenz oder polemischer Konkurrenz, ist für viele Kulturräume prägend und der Normalfall.

Beschleunigung durch Migration

Die jüngsten Erhebungen zur Religionspluralität in einer Stadt, sei es in Zürich, Leipzig oder Luzern, weisen nun zweierlei auf: Sie lenken den Blick auf die bisher unsichtbare religiöse Vielfalt und Unterschiedlichkeit. Und sie verdeutlichen, dass Religionsvielfalt und gedeihliches nachbarschaftliches Zusammenleben möglich sind und sich in keiner Weise von vornherein ausschließen. Ablesen lässt sich auch, dass der Prozess der Pluralisierung durch den Faktor Migration erheblich beschleunigt wurde. Dieser Vorgang der Pluralisierung und Diversifizierung einer lokalen Religionslandschaft hat in nicht wenigen Fällen zu Spannungen und Problemen geführt. Andererseits eröffnete er auch Chancen und neue Optionen.

Prozesse religiöser Pluralisierung sind in Europa nicht reibungsfrei verlaufen. Eine erste Wahrnehmung des Aufbrechens des bis anhin unhinterfragt geltenden Religionsmonopols Christentum lässt sich schon im ausgehenden 19. Jahrhundert festhalten. Seinerzeit kamen religiös-philosophische Ideen des Vorderen Orients und Indiens durch verherrlichende Schriften und erste Konvertiten nach Europa. In einer allegorischen Zeichnung ermahnte etwa Kaiser Wilhelm II. 1898 die Völker Europas, ihre «heiligsten Güter» - gemeint war das Christentum - vor dem Ansturm der Religionen Asiens zu wahren.

Politik gesellschaftlicher Anerkennung

Die Auseinandersetzung mit nichtchristlichen, so bezeichneten «fremdreligiösen» Inhalten und Praktiken setzte sich in Polemiken,

Streitschriften und öffentlichen Debatten fort. In den 1970er und 1980er Jahren erregten neue religiöse Bewegungen Aufsehen. Kirchliche Apologeten und Weltanschauungsexperten kategorisierten sie schnell als «Jugendsekten» und «destruktive Kulte». Nachdem es in den 1990er Jahren zunehmend still um diese neuen Religionen geworden war, nicht zuletzt da die Mitgliederzahlen und mögliche gesamtgesellschaftliche Einflüsse weit geringer waren als angenommen, fokussierte sich die Auseinandersetzung auf Migrantensreligionen, allen voran pauschalisierend auf «den Islam».

Die Kontroversen um den Bau von Minaretten und Moscheen, den öffentlichen Gebetsruf des Muezzins, um das Tragen des Kopftuches, um Fragen muslimischer Praxis im Schul- und Arbeitsbereich sind weithin bekannt. Die oftmals äusserst hitzig und emotional geführten Debatten brachen nicht auf, weil Muslime gewissermassen «plötzlich» in Städten Deutschlands oder der Schweiz vorhanden waren. Nein, sie lebten schon seit 30 Jahren dort. Im Zuge des Heranwachsens einer zweiten, zunehmend selbstbewussteren Generation wurden sie jedoch sichtbar. Die vielfach erstmalige bewusste Wahrnehmung verunsicherte - zumal hiesige Muslime sich anschickten, den gesellschaftspolitischen Kampf um Anerkennung aufzunehmen. Das Verlassen der Hinterhofmoscheen mit dem Anliegen, repräsentative Moscheen mit Kuppeldach und Minarett in zentrumsnahen und attraktiveren Stadtgebieten zu bauen, das selbstbewusste, frei gewählte Tragen des Kopftuches durch junge Musliminnen, der Wunsch nach eigenen Friedhöfen und manches mehr lassen sich unter dem Begriff der Politik gesellschaftlicher Anerkennung lesen.

Konflikte sind nicht von vornherein nur negativ zu bewerten. Konflikte tragen auch dazu bei, den Konfliktgegner wahrzunehmen und mittels des Streits ihn ein Stück weit anzuerkennen. Konflikte haben vielfach zu einem gegenseitig besseren Kenntnisstand, zu einer intensiven Beschäftigung mit dem Gegenüber und schliesslich zu Kompromissen und Konzessionen auf beiden Seiten geführt. Dennoch: Die Ängste und Befürchtungen auf Seiten der Mehrheitsgesellschaft dürfen nicht ignoriert und Vorbehalte sollten nicht vorschnell als Rassismus und Fremdenfeindlichkeit eingestuft werden. Sie sind ebenso ernst zu nehmen wie Beschwerden über Benachteiligung und Diskriminierung auf Seiten der Migranten. Analytisch ist der gesamte Konfliktprozess instruktiv, da er Reaktionen auf gesellschaftliche Wandlungsprozesse aufzeigt. Die Pluralisierung des Religionsfeldes bildet dabei lediglich einen Aspekt fortlaufender gesellschaftlicher Veränderungen.

Neue Vertrautheit und Touristenattraktion

Der neue Religionspluralismus hat nicht nur zu Problemen geführt. Auch Chancen, Herausforderungen und Gewinne gehen mit ihm einher. Der Austausch mit den neuen, andersreligiösen Nachbarn ist vielfach als persönliche Bereicherung und Erweiterung des eigenen Horizontes aufgefasst worden. In der persönlichen Begegnung mit Bekennern anderen Glaubens wurden Vorbehalte und Ängste abgebaut. Die fremde Religion - sei es «der Islam», «der Hinduismus» - verlor in der Personalisierung die Ferne. Sie

schaffte ein Stück neue Vertrautheit, womöglich Partnerschaft. Die mitunter strikte religiöse Praxis und tiefe Frömmigkeit von Zugezogenen hat überdies Fragen an die eigene religiöse Praxis und Identität aufgeworfen. Im Spiegel der bei Migrant*innen - sicherlich auch hier nur eine Minderheit - beobachteten grossen Gläubigkeit wird der eigene Grad von Verbindlichkeit und Religiosität auf neue Weise herausgefordert und verändert, oftmals fester bestimmt.

Und schliesslich: Im Zuge des Religionspluralismus und des Heraustretens zugewanderter Religionen in den öffentlichen Raum können in einer Stadt neue markante Punkte entstehen. Mit markanten Punkten sind ganz konkret räumliche Orte oder Gebäude gemeint. So eröffneten britische Hindus indischer Abstammung 1995 im Nordwesten Londons mit grossem Pomp einen neuen Hindutempel. Der Tempel wurde ganz aus Marmor errichtet, getreu den quasi mythischen Vorlagen Indiens. Die Presse feierte das Bauwerk enthusiastisch als neuen Taj Mahal. Der Tempel stellt heute einen festen Bestandteil jeder touristischen London-Tour dar.

Ähnliches ist im westfälischen Hamm noch auffälliger abzulesen. Der Sri-Kamadchi-Ampal-Hindutempel war einst aus der Stadt in ein randständiges Industriegebiet ausgelagert worden. Nach Eröffnung des grossen Hallentempels im Sommer 2002 häuften sich jedoch die Anfragen bei der Stadt nach Führungen und Informationen. Keine Werbekampagne hätte die unscheinbare, gediegene Stadt am Rande des Ruhrgebiets derart in die Medien bringen können wie der Hindutempel, was für die Stadt zudem noch kostenneutral war. Sie reagierte folgerichtig, schaltete einen eigenen Internet-Link auf der städtischen Homepage und brachte als erste ihrer städtischen Imagebroschüren ein Faltblatt zum Sri-Kamadchi-Ampal-Tempel heraus.

Aus gesellschaftsanalytischer und religionsgeschichtlicher Perspektive erweist sich die Frage, wie viele Religionen eine Gesellschaft vertragen kann, als Kampf gegen Windmühlen. Die Frage spiegelt vielmehr implizite Prämissen abendländischer Religionsauffassung wider. Die Aufregung über ein vermeintliches Zuviel an unterschiedlichen Religionen bildet primär den Reflex einer eurozentrischen Sichtweise. Man tut gut daran, die Fragestellung ins Positive umzukehren und festzuhalten: Eine Gesellschaft verträgt viele Religionen!

* Martin Baumann ist Professor für Religionswissenschaft an der Universität Luzern.

-
-
-

Diesen Artikel finden Sie auf NZZ Online unter:

<http://www.nzz.ch/2005/01/29/zf/article9M6ZY.html>

-
-

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG

-
-